Zeitschrift: Bündner Monatsblatt : Zeitschrift für Bündner Geschichte, Landeskunde und Baukultur

Herausgeber: Verein für Bündner Kulturforschung

Band: - (2010)

Heft: 4

Artikel: Der Obstanbau in Graubünden im Einfluss verschiedener Zeitzeichen

Autor: Bolli-Reich, Paul

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-398952

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Beiträge

Der Obstanbau in Graubünden im Einfluss verschiedener Zeitzeichen

Paul Bolli-Reich

Obstbäume waren zumindest im 19. bis anfangs des 20. Jahrhunderts Embleme für den Fortschrittsgeist einer Region. Den aktuellen Restbeständen entströmt noch heute ein besonderes Fluidum: Sie bereichern die Kulturlandschaft, fördern die Artenvielfalt und lassen die bewegte und interessante Geschichte dieses für Teile Graubündens wichtigen Agrarzweiges aufleben.
Die vorliegende Darstellung vermag allein einzelne Facetten sichtbar zu machen: Nebst rationalen Aspekten der obstbaulichen Ausdehnung und der anschliessenden Konsolidierung war es vor allem eine idealistische Gesinnung, welche das entsprechende Tun vorantrieb. Demgegenüber werden die momentanen Bemühungen, den Niedergang dieser einst mit Herz und Hand errungenen Kulturleistung zu verhindern, wenn auch sicher nicht herzlos, doch vor allem erfreulich sachbezogen angegangen. Möge solchen Aktivitäten im Jahr der Biodiversität Erfolg beschieden sein!

Allgemeines

Das Verschwinden traditioneller Agrarlandschaften wird von weiten Kreisen sehr bedauert: Jene Siedlungs- und Kulturlandschaften, in denen und aus denen die Menschen ihre Lebensbedürfnisse deckten. Die ihnen und zusehends auch Abgewanderten zum Identitätsmerkmal wurden: Der Ort, wo sich die Wurzeln befinden. Dort ist Heimat, dorthin strebt das Sehnen, das ist heile Welt, Arkadien! – Der dafür oft verwendete Begriff «Intakte Landschaft» würde auf «Unberührtheit» hinweisen. Das trifft nicht zu, hingegen wirken hier die Kräfte der Natur und die des Menschen in einem harmonischen Zusammenspiel.
Diese, mit verschiedenen Inhalten angereicherte Landschaft, die besonders auch unsere Gäste anspricht, droht nun zusehends ihr Gesicht zu verlieren. Teils wird die agrarische Nutzung der

Unwirtschaftlichkeit wegen aufgegeben und von der Natur zurückerobert, d.h. sie verwaldet sukzessive. Oder sie wird in Zonen umgewandelt, die verschiedenen nicht landwirtschaftlichen Wertschöpfungen dienen, so dem Gewerbe, Dienstleistungen, Freizeitbeschäftigungen oder dem Wohnen.
Verbleibendes Kulturland folgt den Zwängen veränderter Verhältnisse auf dem Agrarsektor: Schlecht bewirtschaftbare Zonen taugen allenfalls für eine Extensivnutzung, während besser nutzbares Land, vorwiegend Talflächen, einer ungehinderten Bewirtschaftung zugeführt wird. Daher erscheinen sie «ausgeräumt»: von jeglichen Unebenheiten, von Wildgehölzen oder Obstbäumen befreit.

Letzte Ursachen des Wandels

In geraffter Darstellung lassen sich die Gründe, die den Wandel der agrarischen Siedlungs- und Kulturlandschaft der letzten Jahrzehnte herbeiführten, wie folgt beschreiben: Zu Ende des Zweiten Weltkriegs erfolgte auf dem Agrarsektor eine radikale konjunkturelle und strukturelle Veränderung. Dies mit zunehmender Einbindung in die internationale Wirtschaftsentwicklung. Je grösser die Wettbewerbsvorteile einer Agrarregion in der Erzeugung eines Produktes sind – zum Beispiel günstiges Klima, niedriger Aufwand – umso mehr dominiert dieses Produkt den Weltmarkt. Damit ergibt sich eine Weltmarktabhängigkeit. Periphere und gebirgige Regionen wie Graubünden mussten nun alles daran setzen, ihre Erzeugnisse kostendeckend abzusetzen. Dies bei zunehmenden Produktions-, vor allem Personalkosten, andererseits bei schlechten Mechanisierungsmöglichkeiten. Ebenso machte sich die Abwanderung von Arbeitskräften in andere Erwerbssektoren bemerkbar.
In der Folge setzte ein Betriebssterben ein, während dem verbliebene Landbewirtschafter grössere Bodenflächen anstrebten. Gleichzeitig wurde allgemein die Zahl der Betriebszweige reduziert, der Betrieb also rationalisiert. Eine stark diversifizierte Ausrichtung war hinderlich, so dass beispielsweise in der Tierzucht ausser der Rindviehhaltung kaum noch andere Nutztiere eingegliedert werden konnten. Dasselbe galt für den Pflanzenbau, wo nur einige wenige in der Fruchtfolge verträgliche Kulturen angebaut wurden. Alles andere musste weichen. Allenfalls könnten gewisse, eventuell biologisch erzeugte und veredelte Nischenprodukte als Spezialitäten in Selbstvermarktung an Einheimische, Gäste und

Gastbetriebe abgesetzt werden. Im Gegensatz zum Detailhandel, der ein Angebot aus teils fernen Ländern führt, verbleiben die Produkte in der Region. Zudem wird damit zur Erhaltung der angestammten Kulturlandschaft ein namhafter Beitrag geleistet.

Der Sonderfall Obstanbau

Der Obstanbau nimmt in mehrfacher Hinsicht eine Sonderstellung ein. Er prägt, wie wohl kein anderer Produktionszweig, in einzigartiger Weise die Kulturlandschaft. Dies bis in Höhenlagen von 1400 m ü.M., ja sogar noch darüber. Er lässt sich nicht so ohne Weiteres als eine Produktionsrichtung darstellen, die auf Bündner Territorium den typischen Erwerbszweigen angehört. Als landwirtschaftliche Spezialkultur eignet sich der Obstbau jedoch – wie der Weinbau – in rationalisierter und intensivierter Anbauweise, sowie in marktgängigen Arten und Sorten, um niederstämmig in geeigneten Lagen und in geschlossenen Formationen betrieben zu werden. Zu diesen Lagen gehören der Unterlauf des Vorderrheins (Foppa, Gruob), der Unterlauf des Hinterrheins (Domleschg) und die Bereiche des Churer Rheintals (Chur, Kreise Fünf Dörfer und Herrschaft). Die Südtäler eignen sich weniger; einzelne recht umfangreiche Anlagen werden jedoch von Puschlavern im Veltlin betrieben.
Solchen grossflächigen Obstanlagen ist – analog zum Weinbau – eine landschaftsaufwertende Wirkung nicht abzusprechen. Vermehrt wird diese jedoch, samt den ökologischen Funktionen, dem traditionellen Hochstammobstbau, dem Streuobstbau oder den dorfnahen und den in den Dörfern liegenden Obst- bzw. Baumgärten zugestanden.
Interessanterweise hatte der Obstanbau auch anderen Zwecken zu dienen. Er wurde, wie später dargelegt wird, geradezu für solche instrumentalisiert.

Die Entwicklung einer Kultur aus den Anfängen

Die Domestikation von Obstgehölzen im Zuge der neolithischen Kulturrevolution erfolgte natürlich allein der Früchte wegen. Sie erweiterten die Ernährungsbasis, was für Gebiete mit wenig Kulturboden besonders angezeigt war. Die Erkenntnis, dass das Obst über Jahre hinweg in getrocknetem Zustand einen Nahrungsmittelvorrat bildet, war in der Ausweitung des Baumbestandes sehr

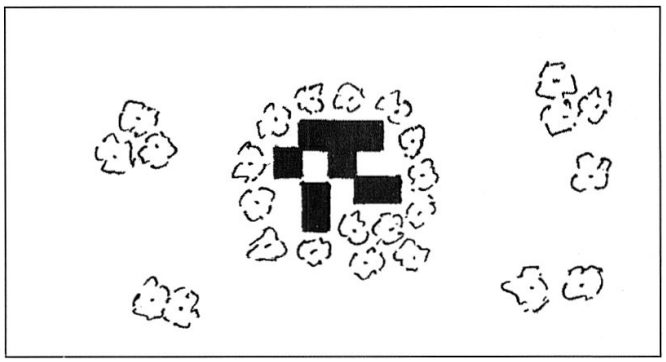
bestimmend. Dazu gehörte auch die erworbene Kenntnis der Getränkeherstellung: des Mostens.
Wieweit während der Jahrhunderte, ja Jahrtausende, bis zur Ankunft der Römer, Urformen des Obstes angebaut wurden, bleibe dahingestellt. Jedenfalls muss bereits vor unserer Zeitrechnung eine verwendbare Urform des Apfels vorhanden gewesen sein. Es war denn auch diese Obstart, die sich nach wie vor nördlich der Alpen des quantitativen Vorranges erfreute. Den Beleg für dessen Bestand, ehe die Römer ihr Obstsortiment einführten, liefert die Bezeichnung der Frucht. «Apfel» war hier fest verbürgt und liess sich nicht durch das «malum» der Römer verdrängen. Der Sprache der Okkupanden hingegen folgten die Einheimischen in der Benennung der weiteren Obstarten. So bezeichnete sich deren eine als «pirum», woraus sich «Birne» ableitete. Eine weitere als «prunum», daraus entstand «Pflaume», sodann eine andere als «ceresa», der Vorgabe von «Kirsche» und die «cotonea» wurde zur «Quitte».
Vorerst wurden diese südlichen, im römischen Stammland durch Auslese gewonnenen und durch Okulieren und Pfropfen vermehrten Nutzgehölze in den Siedlungsbezirken der privilegierten Römer angepflanzt: Solcher Leute also, die nur ungern auf den gewohnten Genuss von Früchten verzichten wollten. Die römischen Obstgärtner genossen einen guten Ruf, sie gehörten zu den bevorzugten römischen Bürgern. Im Verlauf der etwa 400-jährigen Herrschaftszeit während einer günstigen Klimaperiode, fruchteten Obstbäume wohl im ganzen alpennordseitigen römischen Gebiet, soweit es die Höhenlagen zuliessen. Später waren es die Klosterleute, vor allem die Benediktiner und der weltliche Adel, welche diese Kulturleistung vervollkommneten und weiter verbreiteten. Letzteres nicht zuletzt mit dem Kalkül, später wieder Früchte einzufordern. Hinsichtlich der Obstarten erfüllte sich die Abgabepflicht vor allem mit Äpfeln und Nüssen. Die anderen Früchte wurden mehrheitlich von den Grundherren selbst angebaut. Die Volksführer sahen sich ferner veranlasst, zur Ernährungssicherheit ihrer Anvertrauten, diese zur Pflanzung von Obstbäumen zu ermahnen.

Obstanbau hilft Notlagen meistern

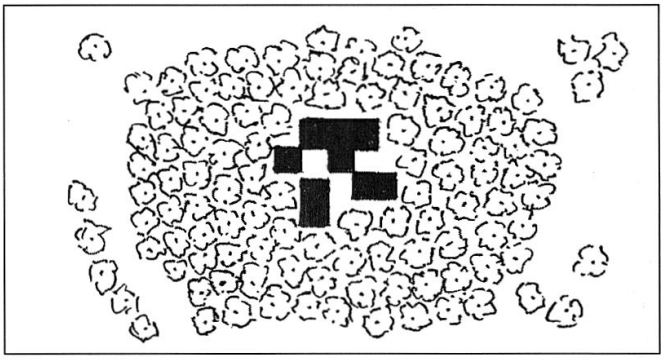
Auch wenn das Obst kein Hauptnahrungsmittel ist, taugte es sehr zu deren Ergänzung. Beispielsweise gedörrt und gemahlen bei Kornknappheit zum Strecken des Brotteiges und allgemein zur Ergänzung der Mahlzeiten. Dies umso mehr, als nach Ab-

Grafik rechts: Obstbauliches Strukturschema 17.–21. Jahrhundert (Graubünden und Schweiz).

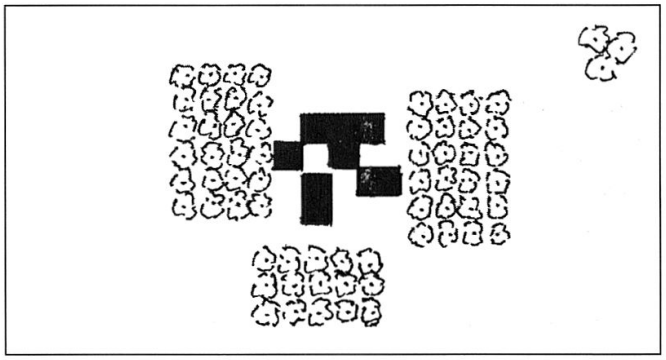
1 **Bis um 1800: Atzungsbehinderter Obstanbau.**
Die Ernte umfasste, was von Vieh, Wildtieren, Obstparasiten und anderen Schäden verschont blieb. – Jedoch bereits Exporte von Frisch- und Dörrobst. – Ansonsten Selbst- und Lokalversorgung.



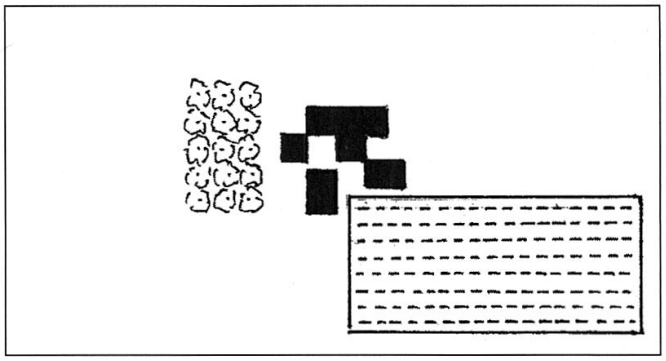
2 **Um 1800–1930: Atzungsfreier Anbau, bzw. Viehweide auf betriebseigenes Risiko.**
Gemäss dem Modell der Patriotischen Ökonomen. – Fortschreitende Ausdehnung unter idealistischen bzw. ideologischen Parolen mit zunehmender Überproduktion eingeschlossen alkoholischer Getränke.
In der Herrschaft und im Domleschg etablierte sich ab Ende 19. Jahrhunderts ein gärtnerischer «Edelobstanbau» zur Belieferung der Hotels.



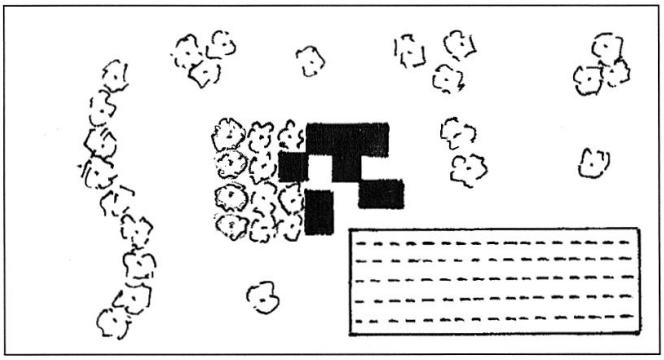
3 **Um 1930–1960: Umstellung, Redimensionierung, Sanierung, Rationalisierung weiterhin mit traditionell hochstämmigem aber neuzeitlichem Kronenaufbau (Oeschbergschnitt; Plan entspricht Ideal).**
Modell gemäss Fachstellen, -verbänden, Eidg. Alkoholgesetzgebung: Qualität statt Quantität! – Ausrichtung v.a. nach Inlandmarkt unter Beachtung der internationalen Verhältnisse.



4 **Um etwa 1960: Unterhalb von rund 650 Höhenmetern zunehmender Übergang vom hochstämmigen Marktobstbau zu Intensiv-Niederstammanlagen ohne Grasnutzung.**
Das Modell ergab sich aus Gründen der Fruchtqualität, der Ertragssicherheit und den technisierten Bewirtschaftungsmöglichkeiten. Die verwendeten «modernen» Sorten entsprachen weitgehend den Konsumwünschen.



5 **Ab etwa 2000: Soweit noch ein «Altobstbau» vorhanden, dient er zur Saftbereitung, Lokal- und Selbstversorgung.**
Zusehends sind die traditionellen Hochstämme als Aufwertung der Kulturlandschaft gefragt (Ökobeiträge).
Die Ausdehnung des Niederstammobstbaus stagniert in Graubünden: 1981=61 ha, 2010=40 ha. Bündenseits werden im Veltlin hingegen 120 ha bewirtschaftet.



zug der Römer im 5. Jahrhundert eine Kaltperiode mit Fehljahren einsetzte, die mit Unterbrüchen etwa 400 Jahre, bis zu Beginn des Hochmittelalters, andauerte. Bis zum 14. Jahrhundert zeigten sich nun die Zeiten recht begünstigt. Es waren jene der Walser und ihrer kolonisierenden Ausbreitung bis in hohe Lagen. Doch über 1400 m ü.M. war ein Obstanbau nur ausnahmsweise möglich. Um so besser gedieh in dieser Zeit des Klimaoptimums bis in Bergregionen das Brotgetreide, so Roggen, Dinkel und Weizen, eingeschlossen Gerste, Hafer, Hirse, Bohnen usw. Churrätien versorgte sich damals – zumindest bis etwa um das Jahr 1300 – mit eigener Kornfrucht.

Nach einer klimatischen Übergangszeit setzte im 16. Jahrhundert erneut eine Kaltzeit ein, die so genannte «Kleine Eiszeit», die erst – mit letzten Tiefschlägen – im 19. Jahrhundert endete.

Der Getreidebedarf Graubündens musste während dieser langen nass-kalten Zeit zusehends aus dem Ausland ergänzt werden. Andererseits breitete sich hier die Rindviehzucht aus. An sich hätte eine Bereicherung der Nahrung mit Proteinen Gutes bewirkt, wären jene Zeiten nicht allgemein von kargen Erträgen gekennzeichnet gewesen! Deshalb erfolgten Aufrufe zur Pflanzung von Obstbäumen. Deren Erträge milderten sodann die Versorgungsengpässe während der Bündner Wirren ab 1603 und, ab 1618, des Dreissigjährigen Kriegs. Das «Landbuch des Hochgerichtes Klosters», das sogenannte «Klosterser Statut», das von 1556 bis 1755 gültig war, enthält folgendes Dekret: «Die weil dann das Obs, als Öpfel und Biren, dem Menschen vil Nahrung und Aufenthalt gibt, und auch zur Vermeidung anderer Unordnung so geschieht, und denjenigen, so selbst kein Obstwachs habend, so ordnend und setzend wir, dass ein jeder junger Mann, welcher anfacht zu hausen, und zu Haus schlacht [d.h. heiratet und einen eigenen Haushalt gründet], soll vier oder fünf Öpfel- und Birnbaum sammt auch etwas Steinobs, als Pflaumen und Kriese, zu seinen eigenen Nutz und Ehr aufziechen und pflanzen, und welcher solches aus Fahrlässigkeit unterlassen wollte, dem sollend die Geschworenen derselbigen Gmeind zusprechen, und dazu nöthen haben [nötigen], mit Auflegung Buss, was sie dann zu gebieten haben.»[1]

Bereits ab dem 16. Jahrhundert lässt sich für Graubündens beste Obstlagen ein ansehnlicher Baumbestand vermuten. Jedoch scheint es, dass die Pflanzaufrufe in den Randzonen oft unbeachtet blieben. Somit meinte der Engadiner Pfarrer und Historiker Ulrich Campell (1504–1582) in seiner «Topographischen Beschreibung von Hohenrätien» sinngemäss, dass die Möglich-

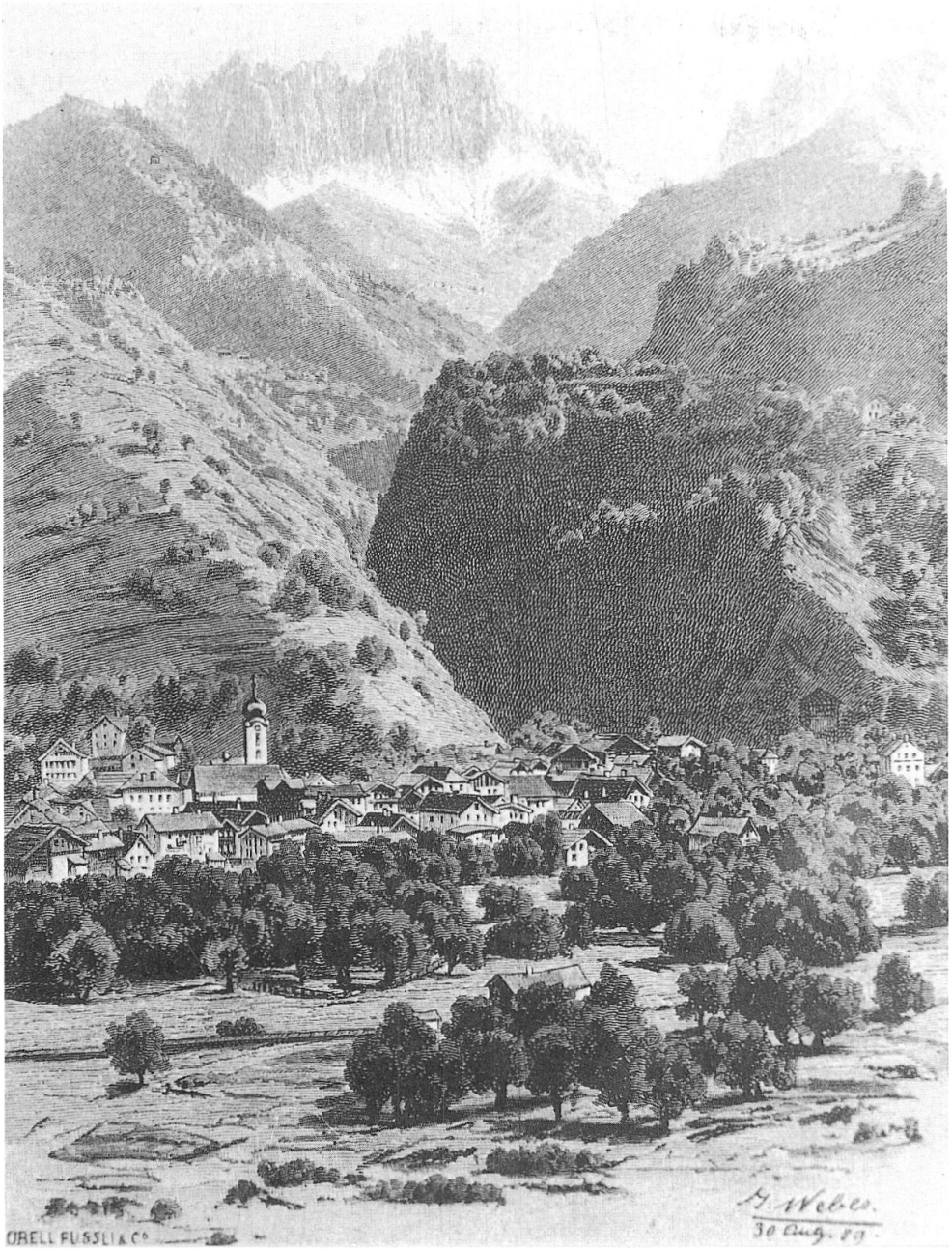


Illustration zu Punkt 1 des Strukturschemas auf S. 323: Bei Schiers, 1889, Stich von Johannes Weber. Das Bild zeigt noch die Anbaustruktur des 17. und 18. Jahrhunderts, im 19. Jahrhundert wurden straffere Strukturen empfohlen.

keit, Obst anzupflanzen, im Unterengadin sozusagen keine Umsetzung finde. Es würden hier sehr wohl treffliche Äpfel reifen, doch gebe es leider wenig Leute, die Bäume pflanzen und pflegen.[2] Noch 160 Jahre später, 1742, rügte der Pfarrer Nicolin Sererhard (1689–1755) in seiner «Einfalten Delineation aller Gemeinden gemeiner dreyen Bünden» das Unterengadin, indem er schrieb, dass hier bei gutem Willen das Obst gut gedeihen würde. Dies beweise Schuls (Scuol) mit einigen Exemplaren schöner Apfelbäume. Es stehe der Eignung der Lage jedoch die fehlende Bereitschaft der Leute entgegen.[3] Sererhard war übrigens bereits dem Gedankengut der Aufklärung verpflichtet, die u.a. eine Agrarreform und damit einen zweckmässigen Obstanbau proklamierte.

Obstanbau im Zeichen der Agrarreform

In Graubünden haben vor allem die Salis von Marschlins den geistigen und realen Boden zu den neuen Methoden im Landbau bereitet. Im Jahre 1633 erwarb der Aristokrat Ulysses von Salis-Marschlins (1594–1674), Feldmarschall in französischen Diensten, das Schlossgut bei Igis. Damals befand sich das alpennordseitige Europa mitten in den Unbilden der Klimadepression und des Dreissigjährigen Kriegs. Der neue Besitzer umgab sein Schloss mit Obstbäumen, doch den aufklärerischen Geist, damit Agrarreformen, verbreiteten die Nachkommen. Etwa Minister Ulysses von Salis (1728–1800), der den Einzug des philanthropischen Seminars von Haldenstein nach dem Schloss Marschlins ermöglichte. Diese Schule vermittelte einer künftigen Elite mittels namhaften Lehrern ein der Aufklärung nahe stehendes Wissen in sozialverträglicher Ökonomie. Viele fortschrittliche Gedanken waren übrigens vor allem englischen Ursprungs.
Diesen Pioniergeist vermittelte auch der in die «Salis-Dynastie» eingeheiratete Arzt und Ökonom Johann Georg Amstein (1744–1794). Er hob gleichsam eine Graubündner Sektion der 1761 in Schinznach gegründeten «Helvetischen Gesellschaft» aus der Taufe. Der Sitz dieser «Amsteinvereinigung» oder «Ökonomischen Gesellschaft», eigentlich die weitläufige Vorgängerorganisation des heutigen Bündner Bauernverbandes, war das Schloss Marsch-

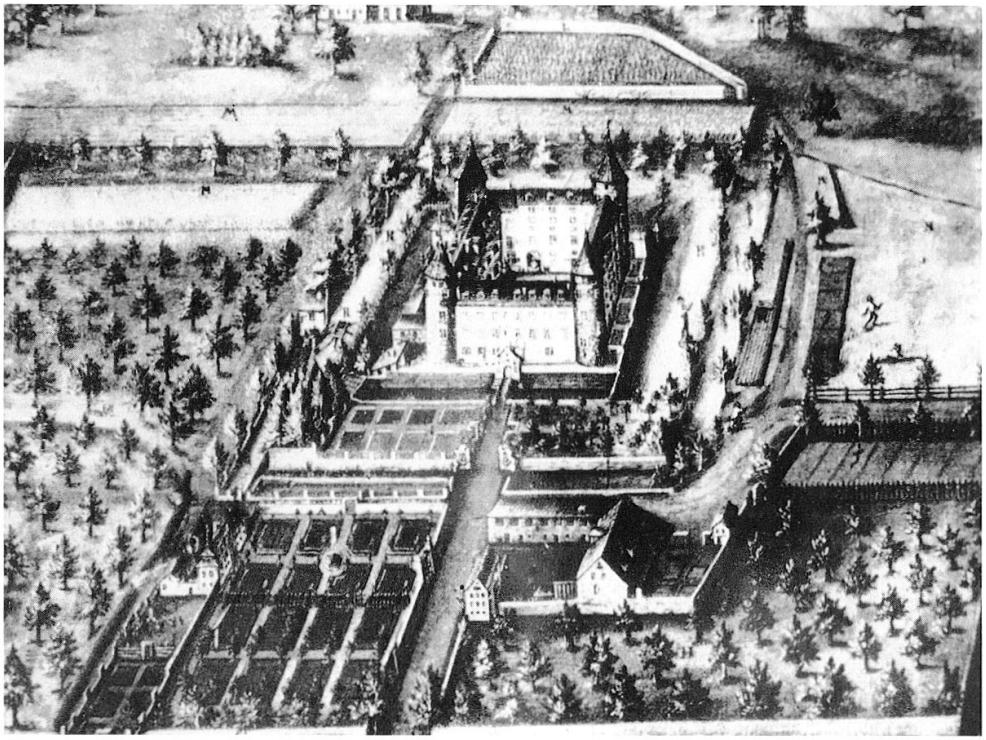


Illustration zu Punkt 2 des Strukturschemas auf S. 323: Schloss Marschlins bei Igis, um 1775, Ausschnitt aus einem Ölbild von Wolfgang Wagner. In Anschnitten zeigt die Darstellung die fortschrittliche Ausrichtung des Obstanbaus, wie sie die Patriotischen Ökonomen befürworteten. Kennzeichnend ist dabei vor allem die Reihenpflanzung und das Fernhalten des Viehs.

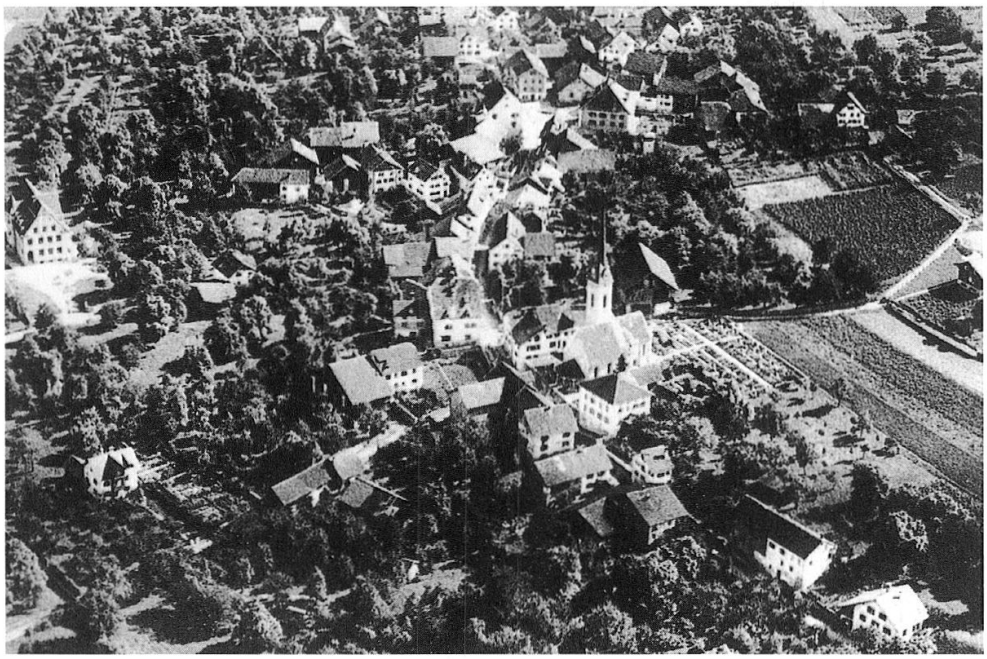


Illustration zu Punkt 2 des Strukturschemas auf S. 323: Dorfumgebung Igis, um 1928, Luftaufnahme von Werner Heck. Die dichten und weiträumig die Dörfer umgebenden Obstwälder gehörten zu den Merkmalen der Zeit. Während im Unterland eine Überproduktion vorherrschte, konnte das Früchteangebot Bündens noch immer eine befriedigende Aufnahme finden.

lins. Es handelte sich um einen elitären Zirkel, den von 1779 bis 1812 die Zeitschriften «Der Sammler» und «Der neue Sammler» begleitete. Zwischen den beiden Titeln lagen kriegerische Ereignisse, ferner Graubündens Eingliederung in die Schweiz (1803). Damit erfolgte die Einbindung in die Wirtschaftssysteme des Unter- und Auslandes. Diese gründeten ihrerseits auf den Folgen der technischen Revolution. Die Bündner «Patriotischen Ökonomen» mit ihrem Publikationsorgan bemühten sich in diesem Sinne um die allgemeine Hebung der Volkswirtschaft, damit der Landwirtschaft und speziell des Obstanbaus.[4] Letzteren suchten sie zu verbessern, indem sie erst einmal das «Grundübel» der «Freien Atzung» beseitigen wollten. Dieser allgemeine Weidegang, der nach altem Recht auf den privaten Talgütern vor und nach dem Alptrieb gestattet war, wurde jedoch zugezogenen, vorerst uneingebürgerten Herrenbauern nicht zugestanden. Diese litten aber unter den Schäden des umherziehenden Viehs der Atzungsberechtigten, das ihnen die Felder zertrampelte. In der angestrebten Aufhebung dieses Rechtes und in der Auflösung von Allmenden und Gemeindegütern – alles unter dem Motto des Fortschritts – sollte das schädigende Vieh von den Kulturen, insbesondere auch Obstkulturen, ferngehalten und in die Ställe verbannt werden. Die Durchsetzung solcher Postulate erwirkten die genannten, nun zusehends in den Behörden vertretenen Eliteökonomen. Begleitend definierten sie neue Eigentumsverhältnisse und hoben Flurzwänge auf. Mit einem Eidgenössischen Forstgesetz wurde 1876 auch die Waldweide aufgehoben. Auch

wenn diese Massnahmen eine Rationalisierung der Agrarwirtschaft brachten, ist doch nicht zu verkennen, dass den landarmen Bauern damit eine wichtige Futterbasis für ihr Vieh entzogen war. Indessen befand sich das 19. Jahrhundert noch immer in einer politischen und klimatischen Instabilität. Nachdem bereits 1816/17 gehungert wurde, wiederholte sich dies 1853/54. Das Jahr 1830 stand im Zeichen der «Kartoffelrevolution». Doch erst der Ausbau der Transitstrassen stoppte die Ernährungsengpässe. In der zweiten Jahrhunderthälfte zeichnete sich zusehends gar ein Importdruck ab. Die sich aus Graubünden anbahnenden Exporte von Produkten aus der Obst- und Viehwirtschaft durchkreuzten sich buchstäblich mit zunehmenden Einfuhren. Dies umso mehr, als bereits Schienennetze bestanden. Trotzdem fand die Empfehlung der Gewährsleute, Bäume zu pflanzen, seine Fortsetzung. Somit wuchs das Obstangebot mehr und mehr. Es überstieg bald alle Selbstbedarfs- und Vermarktungsmöglichkeiten.

Propagierung des Obstanbaus ohne Bedarfs- und Risikoabschätzung

Der Obstanbau wurde gleichsam zum Aushängeschild der aufblühenden Nation. Obstbäume erschienen sogar in den Wappen des Kreises Domleschg und der Gemeinde Almens. Wo die topographischen und klimatischen Verhältnisse einigermassen genügten, wurden Bäume gepflanzt. Weit über die häuslichen Bezirke und weit über die Peripherie der Dörfer hinaus, die zusehends hinter den Obstwäldern verschwanden. So hiess es beispielsweise 1859 von Fläsch: «Das Dorf liegt in einem Walde von Fruchtbäumen verborgen.» Ferner: «Die ganze Gegend von Jenaz gleicht einem grossen Obstgarten.» Auch ist von «Dörfern, in Obstwäldern versteckt» die Rede und von «Baumgärten, die die Dörfer beschatten, ja umhüllen.»[5]

Damit wurden die Empfehlungen der patriotischen Ökonomen weit überschritten! Das heisst: Das Ökonomische der Sache wurde ausgeblendet. Hingegen galten patriotische Wahlsprüche. Im doppelten Sinne pathetisch überwuchert, wurde der Obstanbau zur vaterländischen Pflicht, zur Bürgerpflicht, Christenpflicht, Pflicht den Nachkommen gegenüber. Bekannt ist etwa ab 1845 die Parole: «Hast du einen Raum, pflanz' einen Baum, pflege sein, er bringt dir's ein!» – Bedarfsanalysen, wie sie heute üblich sind, wurden keine erstellt. Es wurde vorausgesetzt, dass das Obst immer und ewig im gleichen Masse begehrt sein werde. Eine Vo-

raussehbarkeit war ohnehin schwierig, wenn bedacht wird, dass ein Obsthochstamm, wie damals auf Wildling veredelt, erst nach 10–20 Jahren zu fruchten begann und sein Hauptertrag erst etwa ab dem 40. Standjahr einsetzt. Deshalb galt auch die Meinung, dass der Grossvater für seine Enkel Bäume pflanzen soll und diese – Bäume und Grossvater – von den Enkeln geehrt werden sollen. Also fast ein romantisches Unterfangen! Die Romantik als Geisteshaltung, die dem Rationalismus widerspricht, war tatsächlich mitbeteiligt ...

Patriotisch und romantisch überhöhter Obstbau

In der Förderung edler Taten oder «vaterländischer Werke», so dem Obstbau, war in der Zeit der Naturromantik und der Nationaleuphorie auch die Volksschule gefragt. Die Lehrer erteilten praktischen Unterricht im Pflanzen und Pfropfen von Obstbäumen und sie lehrten die mit dieser Sparte verbundene Bienenzucht. Sie weckten der Schuljugend die Sinne, welche die Bäume mit ihren Blüten und Früchten vermitteln. Sie übten Gedichte und Lieder zum Lobe der Obstbäume ein, so vom beliebten süddeutschen Ludwig Uhland (1787–1862): «Bei einem Wirte wundermild / ein goldener Apfel war sein Schild / an einem langen Aste».

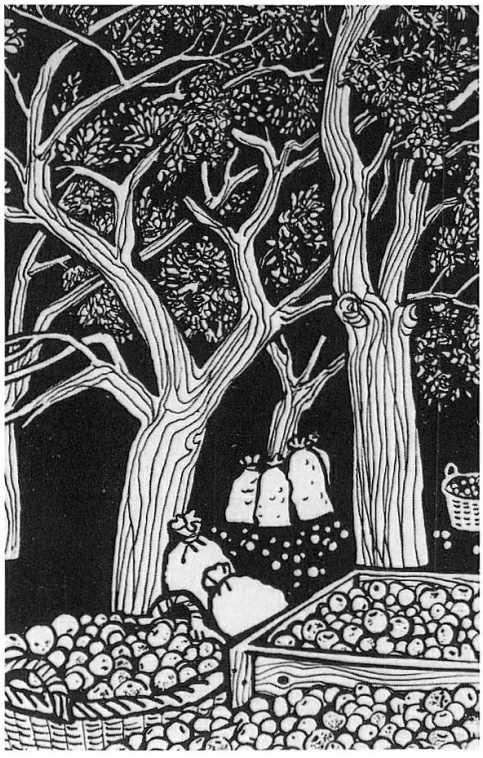
Eine Reihe von Obstlehrbüchern vermittelten Fortbildungs- und Landwirtschaftsschülern entsprechendes Fachwissen und motivierende Parolen. Solche, die den Fortschritt, der von Patriotismus und Idealismus überstrahlt wird, hochleben lassen. Eines dieser Bücher, «Der Obstbaum und seine Pflege» von 1873, verfassten Friedrich Tschudi und Adolf Schulthess. Es wurde vom Agrarpionier und Agrarchemiker Oberst Adolf von Planta-Reichenau (1820–1895) den Bündner Bauern sehr empfohlen.[6] Die Buchautoren argumentierten vorwiegend vom Geist her. So liest man: «Wenn du in eine Region kommst, wo Obstbaumreihen an allen Wegen gepflanzt sind, dort lass» dich nieder, denn diese Bäume beweisen, dass dort rechtschaffene Leute wohnen. Unter den zahllosen Gaben, mit welchen die Natur den Menschen beschenkt hat, nimmt der Obstbaum eine der wichtigsten Stellen ein. [...] Er ist überdies ein williges und geduldiges Gewächs.» Ferner wiesen die Verfasser auf den «indirekten Nutzen» der Obstbäume hin: «Sie brechen nicht nur die Kraft von Sonne und Wind, sie schöpfen mit ihren Wurzeln aus der Tiefe des Erdreiches eine Menge von Bodenwasser, um es in ihren Laubkronen zu verdun-

sten und erhalten so der Luft ein wohltätiges Maas Feuchtigkeit; sie befördern in kaum geahntem Masse die befruchteten Regen- und Thauniederschläge.» Noch von weiteren «Wohltaten» ist die Rede: «Wie wunderschön er [der Baum] die Landschaft schmückt. Wie öde und einförmig wäre diese ohne die Zierde dieser hochgewölbten grünen Baumkronen. Der Blüten- und Früchteschmuck [zeugt vom] freundlichen und anmuthigen Charakter.»
Auch die Anbaumöglichkeiten in Höhenlagen werden angesprochen: «Wir sind im Stande, in hohen, rauhen Lagen am Spalier noch recht gute Früchte zu erhalten; so sahen wir von Surrhein (Somvix) eine Tafelbirne, wie sie in milden Lagen kaum schöner und grösser gefunden wird.» Bemerkenswert ist ein Seitenhieb auf allzu Ideelles: «Die Bäume stehen nicht im Felde, damit die Vögel des Himmels auf ihnen das Lob Gottes verkündigen können.» Eingeschwenkt wird jedoch wieder, wenn es um das Lob der Obstbauförderer geht: «Nachkommen nennen dankbar die Namen der unvergesslichen Wohltäter, die aus kahlen Gegenden einen lachenden Obstgarten gemacht haben.» In diesem Geist argumentierte 1879 auch das «Bündner Tagblatt», das sich auf den einflussreichen Adolf von Planta-Reichenau bezog. Dieser hätte bereits während der 1840er-Jahre eine grössere Obstausdehnung empfohlen und dabei auf deren «Schmuckwert» hingewiesen.
Von Schönem, Schöngeistigem und Edlem war im Jahre 1884 auch die Gründungsveranstaltung des Obstbauvereins Seewis im Prättigau getragen. Diese obstbauliche Randregion war wohl besonders beispielhaft. Die Festschrift mit Trinkspruch ergänzte der Ortspfarrer Martin Gotthelf Lutta mit einem langen Gedicht zum Lobe der Obstkultur, das er sodann persönlich vortrug. Als Redner trat ferner ein Gast aus Appenzell auf. Es war der Ständerat und Landammann Johannes Hohl (1813–nach 1884), der nebst der volkswirtschaftlichen Bedeutung des Obstbaus auch dessen Ideale und die Eignung als «seelisch-geistiges Bildungsmittel» würdigte. Er hob die Wichtigkeit solcher Vereinigungen hinsichtlich des vaterländischen Geistes hervor. Sein Schlussappell lautete: «Einer für alle, alle für einen!»[7]
Der Lehrer und Berater für Obstanbau an der 1896 gegründeten Landwirtschaftlichen Schule (heute Bildungs- und Beratungszentrum) Plantahof-Landquart, Ulrich Kiebler (1864–1929), schmückte seine Anliegen ebenfalls schöngeistig aus. In einem seiner Vorträge meint er: «Der Naturfreund, und das sollten Obstzüchter immer sein, wird gewiss jedesmal, wenn er die Gärten und Felder durchwandert, auf etwas stossen, was ihm zu denken gibt, und wie viel Wunderbares steht geschrieben auf

den aufgeschlagenen Blättern des Buches der Natur.»[8] Eine seiner Broschüren, «Der Gartenobstbaum» (1919), empfiehlt den Obstanbau auch den Intellektuellen: «Sie fliehen, nachdem sie geistig abgehetzt sind, zu ihren Bäumen, wo sie sich am raschendsten wieder erfrischen und ihre Nerven stärken können, um mit frischer Spannkraft ihre Tätigkeit wieder aufzunehmen.»[9]
Zur selben Zeit rief der «Chalender Ladin» (1917) wieder einmal zum vermehrten Pflanzen von Obstbäumen im Unterengadin auf. Auch hier unterliess es der Publizist, Jochen March, nicht, das Unterfangen zu idealisieren: «Bestimmt bildet kein anderer Zweig des Landbaus dem naturliebenden Menschen soviel Abwechslung und Freude.»[10]

Der Obstbau verliert seine Unschuld

Während Empfehlungen zum Obstanbau in Randregionen oft wenig fruchteten, bewirkten sie in begünstigten Tallagen umso mehr! Die vor allem von 1850–1879 gut verlaufenen Obstexporte verursachten ein eigentliches Anbaufieber. Dies auch im benachbarten Deutschland, unserem Exportland, welches ebenfalls den Weisungen ihrer Obstbauberater folgte. Kurz: In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts erfolgten Massenpflanzungen! Drastische Folgen dieser Überproduktion waren hüben wie drüben



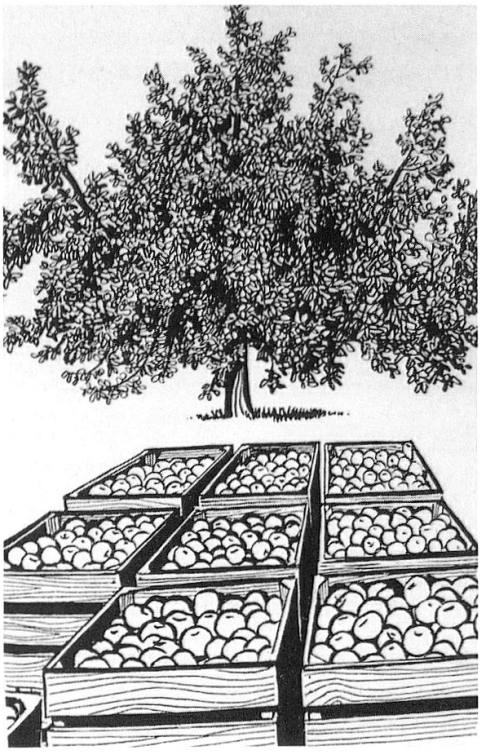


Illustration zu Punkt 3 des Strukturschemas auf S. 323: Aus einem in den 1950-er Jahren von der Schweizerischen Zentralstelle für Obstbau in Oeschberg-Koppigen tausendfach an die landwirtschaftlichen Betriebe versandten Flugblatt «Nicht so [links], sondern so [rechts]!»). Für Graubünden war dies eher ein Affront, denn die hiesige Anbauregion war an der Misere der Überproduktion wenig beteiligt, jedoch stark mitleidend.

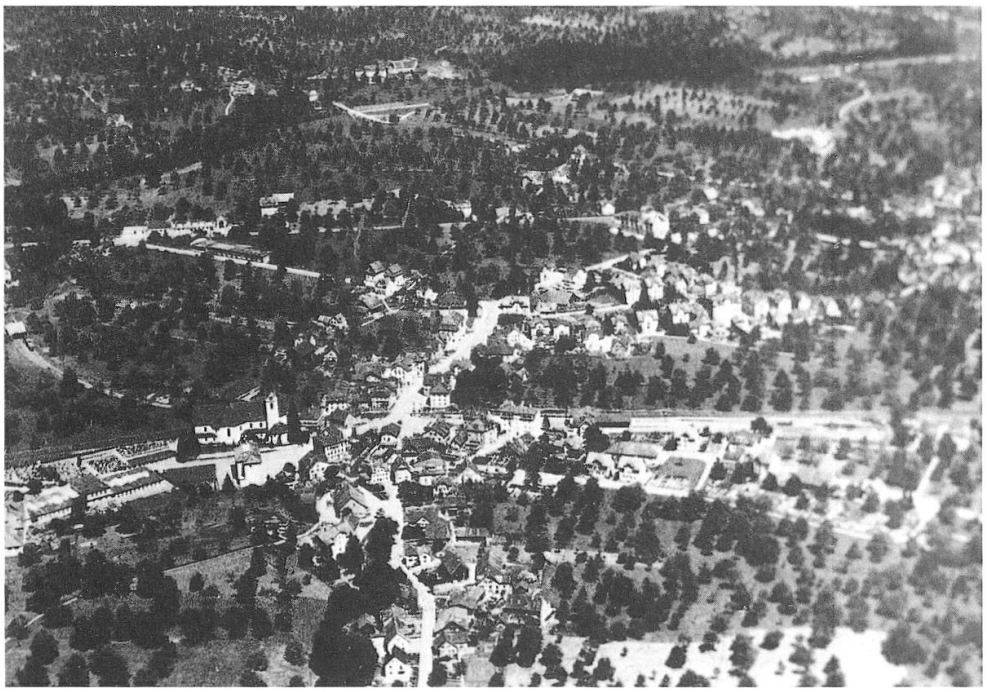


Illustration zu Punkt 3 des Strukturschemas auf S. 323: Bei Goldach SG, 1949. Flugbild aufgenommen im Auftrag der obstbaulichen Lenkungsorgane. Aus niederschlagsreichen Gebieten wie hier war der Obstanfall nicht allein der Menge, sondern auch der Qualität (Schorf etc.) wegen, sehr bedrückend.

absehbar. Zwar nicht jene, welche die «Schweizerische Zeitschrift für Obst- und Weinbau» 1893 veröffentlichte: «Der ungeheure Obstsegen ist leider z.T. bestimmt, elend umzukommen.» Ein Landwirt aus Eschbach bei Giessen hätte sich erhängt, weil er es nicht ertragen habe, aus seinem Vorrat so gut wie nichts zu lösen.[11] Auch das schweizerische Mittelland vermeldete zu Beginn des 20. Jahrhunderts Betrübliches. Direktor Vogt von der Bernischen Obsthandelsgesellschaft schildert einen Spätherbsttag: «Draussen in der Hofstatt liegen, rings um die Stämme gehäuft, riesige Mengen Äpfel und Birnen [...] Zu einem Eisklumpen froren dann die Früchte zusammen, und mildere Tage verwandelten die ganze Herrlichkeit in einen Misthaufen.»[12] Das Folgenschwerste solcher Massenerträge ergab sich mit der Verarbeitung zu Branntwein, Schnaps. Besonders in Kreisen wirtschaftlich Unterlegener verbreitete sich ein zunehmender «Elendsalkoholismus». Hierin begründeten sich die später erwähnten Interventionen der Eidgenössischen Alkoholgesetzgebung.[13] Indessen, bereits um die Wende zum 20. Jahrhundert, konnte sich vor solchen Auswirkungen der Berater und Lehrer für Obstbau an der Bündner Landwirtschaftsschule Plantahof-Landquart, Ulrich Kiebler, nicht verschliessen. Er musste zur Mässigung im Anbau aufrufen und beispielsweise davor warnen, in Rebberge, die wegen der Konkurrenz ausländischen Weines und eingeschleppten Schadorganismen darniederlagen, Obstbäume einzupflanzen! Mit Ausbruch des Ersten Weltkriegs 1914 war ein Obstexport nahezu verunmöglicht worden. Nur eine etwas gesteigerte Bin-

nennachfrage konnte etwas entlastend wirken. Trotzdem befasste sich noch 1929 über die Hälfte aller Bündner Bauern mit dem Anbau von Obst, teils über die Selbstversorgung, und über 1500 Höhenmeter hinaus![14]

Die Zeichen der Zeit erkennend, hinterfragte Kiebler den Slogan: «Hast du einen Raum, pflanz' einen Baum [...]». Er rät: «Erst wäge, dann wage.» Bereits 1876 empfahl ein unbekannter Publizist im «Freien Rätier», bei diesem Motto vor allem die Fortsetzung zu beachten: «[...] pflege sein, er bringt dir's ein!» So befürworteten also die Verantwortlichen statt des quantitativen Anbaus eine Ausrichtung auf Qualitätserzeugnisse.[15] Dies auch hinsichtlich der gärlosen Verwertung. Während der Zwischenkriegszeit, die einerseits krisenbehaftet und andererseits von neuer Hoffnung geprägt war, erarbeitete der Sohn und Nachfolger Ulrich Kieblers, Carl Kiebler, 1932 einen Lagebericht über die obstbautreibenden Bündner Gemeinden. Schonungslos listete er die Tugenden und Untugenden seiner ihm anvertrauten «Obstgemeinden» auf. Nach wie vor möchte er den Anbau in höheren Regionen fördern. Dabei erwähnte er Klosters-Serneus, das in 1000 Höhenmetern die höchste Mosterei besitze. Insgesamt kommt der Berichterstatter zum Schluss, dass sich mittels Sortenbeschränkung und konsequenten Pflegemassnahmen eine obstbauliche Zukunft erhoffen lässt. «Schau vorwärts, Werner, nicht hinter dich», war sein abschliessender Wahlspruch. [16]

Der Kantonsregierung, zumal einzelne Mitglieder privat mit dem Obstanbau verbunden waren, lag dessen qualitative Förderung

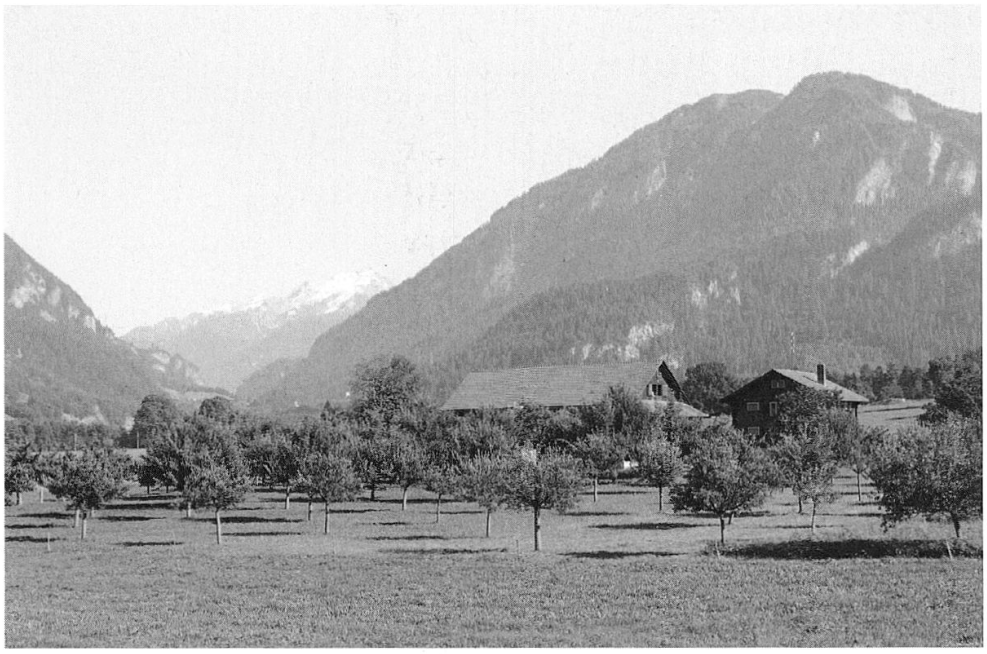


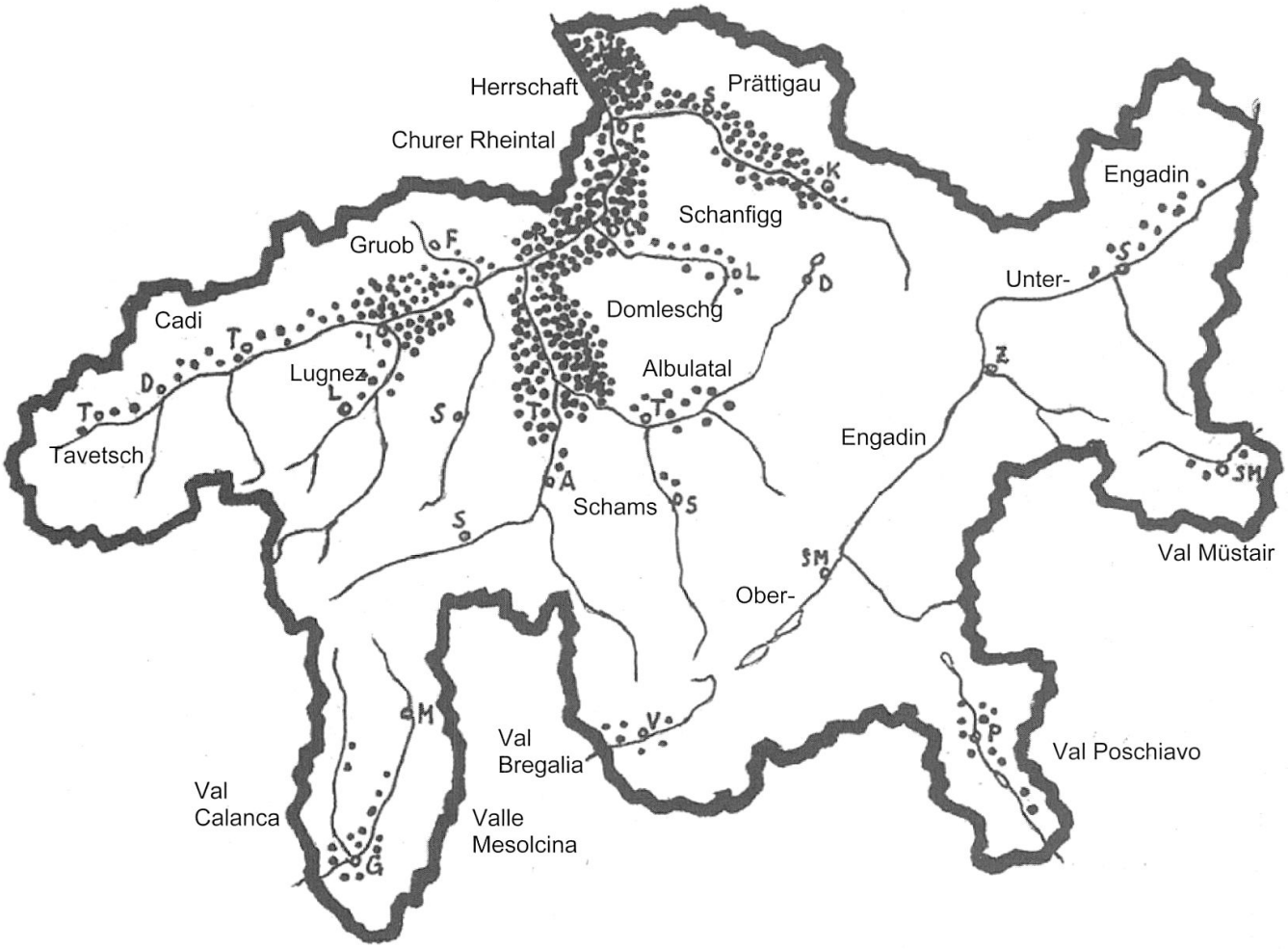
Illustration zu Punkt 3 des Strukturschemas auf S. 323: Obstgarten, Baumgarten, «Bungert» in Cazis 1980, wie er zur Tradition gehörte und zumindest bis 1960 befürwortet wurde und fernerhin seine Berechtigung genoss. Die Doppelnutzung Obst/Gras liegt im Befinden des Bewirtschafters. Zusehends aber lag das Eidgenössische Milchregulativ quer, das keine Spritzmittelabtrifte mehr tolerierte.

Illustration zu Punkt 4 des Strukturschemas auf S. 323: Intensivobstbau Lauber Malans 1985. Zu dieser Struktur entschieden sich in den unteren Talschaften des Vorderrheins (Gruob) und des Hinterrheins (Domleschg), sowie des Bündner Rheintals und der Herrschaft eine ganze Anzahl von Betriebsbesitzern. Die Charakteristik dieser Anbauweise liegt in den niederstämmigen, also bodennahen Kronen, den kompakten Beständen, die rationell zu bewirtschaften sind, in hohen, nicht alternierenden Flächenerträgen, in der Möglichkeit, eine markt-, bzw. kundenorientierte Sortenwahl zu treffen und diese dank der kurzen Ertragszeit wieder wechseln zu können. Als Monokultur wird das Gras nicht genutzt, sondern nur gemäht, gemulcht.

sehr am Herzen. So wurden an Jungbäume und Baumspritzen Subventionen gewährt, ferner für die Erstellung von Richtsortimenten und – während der Jahre von 1881 bis 1927 – an in- und ausländische Fruchtausstellungen Beihilfe geleistet, sowie Absatzkanäle eröffnet.[17]

Der Obstabsatz im eigenen Kanton war bei wachsender Bevölkerung und Gästeschaft erfreulich, er vermochte gar den zunehmenden Exportausfall fast zu kompensieren. Doch das Massenangebot des Unterlandes drückte auf Graubünden, indem der Schweizer Obstverband, gestützt auf die Ausführungsbestimmungen des eidgenössischen Alkoholgesetzes, Überschussobst in die Bergkantone verfrachtete. Für Graubündens Obstwirtschaft bedeuteten diese «Gebirgsaktionen» keine Wohltat. Sie konkurrenzierten die einheimische Produktion ganz empfindlich. Der spätere obstbauliche Funktionär Graubündens, Jakob Naef, meinte stets wieder: «Wir sind an der schweizerischen Überproduktion nicht mitbeteiligt, jedoch mitleidend!»

Indessen veranlassten die Behörden des Bundes und der Kantone aufgrund der eidgenössischen Alkoholgesetzgebung einen massiven Abbau der Obstbaumbestände. Das Ziel war, den alkoholischen Getränken möglichst den Rohstoff zu entziehen. Als eine Massnahme wurden von 1945 bis 1973 massenhaft ältere und minderwertige Bäume gefällt. Für die verbleibenden wurde ein Pflegeprogramm gestartet. Hiezu intensivierte sich die Ausbildung von Baumwärtern, die in der Pflicht standen, Qualitätsobst anzustreben. Wissenschaftliche und praktische Grundlagen vermit-



Obstbaumdichtekarte Graubünden gemäss Zählung des Eidgenössischen Bundesamtes für Statistik 1951, inklusive Gartenobstbau (pro Punkt aufgerundet rund 1000 Bäume)

Apfelbäume	130 000 Stk.
Birnbäume	80 000 Stk.
Pflaumen- u. Zwetschgenbäume	60 000 Stk.
Kirschbäume	40 000 Stk.
Pfirsich- u. Aprikosenbäume	7 500 Stk.
Nussbäume	20 000 Stk.
Verschiedene	2 500 Stk.
Total Obstbäume	**340 000 Stk.**

Dieser Bestand wiedergibt nahezu die grösste Ausdehnung bevor eine massive Reduktion und die Entstehung geschlossener Niederstammanlagen einsetzte. (Herrschaft, Churer Rheintal, Gruob, Domleschg)

telte die Eidgenössische Forschungsanstalt für Obst-, Wein- und Gartenbau in Wädenswil. Organisatorische und koordinierende Aufgaben übernahm der Schweizerische Obstverband in Zug und die Schweizerische Zentralstelle für Obstbau in Oeschberg-Koppigen (Bern). Letztere suchte vor allem die Pflegemassnahmen zu standardisieren, besonders die Kronenpflege (Oeschbergschnitt). Als Unterstationen fungierten die kantonalen Zentralstellen oder die so genannten Obstbaukommissariate wie jenes an der landwirtschaftlichen Schule Plantahof.

Die Lichtung der Obstbestände nach dem Zweiten Weltkrieg war also Alkoholismus-präventiv, strukturell und konjunkturell bedingt. Die Erhaltung eines flexiblen und konkurrenzfähigen Marktobstbaus konnte nun allein noch der Anbau als moderne, geschlossene Niederstamm-Intensivanlagen in klimatisch und topographisch optimalen Lagen gewährleisten. Diese Neuorientierung musste wohl oder übel auch von eingefleischten Traditionalisten mitgetragen werden: Der Direktor der Forschungsanstalt für Obst-, Wein- und Gartenbau in Wädenswil, der Berner ETH-Professor Dr. Fritz Kobel (1896–1981) der diese Phase mit seinem Neffen und Nachfolger Prof. Dr. Robert Fritzsche wissenschaftlich zu begleiten hatte, bemerkte in diesem Zusammenhang als Mitautor im 1949 erschienenen Werk «Neuzeitliche Obstbautechnik»: «Möge man nicht mit Missbehagen auf unsere Epoche zurückblicken, wenn sie dereinst Geschichte geworden ist!»[18] Kobel war, wie der schweizerische Bauernsekretär, Prof. Dr. Ernst Laur (1871–1964), und Prof. Dr. Friedrich Traugott Wahlen (1899–1985), der Agrarwissenschaftler (Planer des Mehranbaus während des Zweiten Weltkriegs) und spätere Bundesrat, im Alten verwurzelt, aber bemüht, die Gebote der Zeit zu erkennen. Wahlen warnte vor einem einseitigen Produktivitätsdenken. Er meinte: «Wenn wir einst – ich hoffe in nicht zu ferner Zukunft – zur lebensnotwendigen Umkehr aus dem heutigen Wirtschaftswachstum und Produktivitätsfetischismus herausgekommen sind, werden wir vielleicht die Geschichte unseres [20.] Jahrhunderts in anderen Perspektiven sehen.»[19]

Mit Blick in die Zukunft

Sicher glaubten die genannten Männer an ihre Ideale! Und sicher auch jene, die sich stets wieder um den traditionellen Obstbau bemühen. Es ist zu hoffen, dass es ihnen angelegen ist, ihre neu gepflanzten Obsthochstämme während deren langem Leben umsorgend zu begleiten. Und auch, dass sich daran die Jugend beteiligt. Sie wird die die Bäume umgebende Flora und Fauna, so auch die Vögel oder die Bienen, besonders interessiert beobachten. Sie wird sich von kulturellen oder wirtschaftshistorischen Aspekten faszinieren lassen: Beispielsweise von den Bemühungen gewisser Bündner, die vom Ausland her stets wieder das Sortiment bereicherten und verbesserten, sich wundern über die Begehrlichkeit des Bündnerobstes, vorab von Tafeläpfeln der Sorte «Kanada Reinette», die teils in ferne Länder exportiert wurden: Im 18. und

Illustration zu Punkt 5 des Strukturschemas auf S. 323: Abhang bei Trin mit Obst- und Wildgehölzen. Foto von 1988 (2010 gleiche Situation). Solche Ökosysteme mit einer reichen Biodiversität bilden einen wertvollen Gegensatz zu den von Baum und Strauch ausgeräumten Wiesen- und Ackerflächen in den Talgründen sowie den «Versteinerungen», also baulichen Beanspruchungen. Aus solch ökologischen und landschaftsschützerischen Erwägungen heraus wuchs mehr und mehr das Bedürfnis, die hochstämmigen, traditionellen Restbestände der Obstbäume zu erhalten und zu revitalisieren.

19. Jahrhundert gar bis an den Königshof in Preussen und den russischen Zarenhof in St. Petersburg![20]

Die Verantwortung gegenüber solch langfristigen Projekten ist zwingend! So wäre es sinnvoll, wenn ausgenommen in speziellen Sortengärten, keine standort- und qualitätsunwürdigen Sorten angepflanzt würden. Sicher ist die Pomologie von grosser Bedeutung, besonders auch hinsichtlich der Generhaltung. Es sollte aber zwischen autochtonen und jener Sorten, die einst eingeführt wurden, unterschieden werden. Ferner sollten allfällige Mängel der Sorten beachtet werden. Einer der grössten Nachteile der so genannten «vergessenen» Apfelsorten liegt darin, dass sie alternierend tragen oder spätfrost-, schädlings- oder krankheitsempfindlich sind. Die trockene Luft, der Föhn und die Niederschlagsarmut im Frühjahr konnten letzteren Mangel sehr gut wettmachen. Die krankheitsauslösenden Sporen können damit nicht keimen. Dies war das grosse Plus des Bündner Exportapfelanbaus. Andererseits muss man auch wissen, dass die Schädlingsanfälligkeit weniger sorten- als vielmehr klimabedingt ist. Dies ist das Negative des «grossen Plus»: Die trockene Wärme verhilft den Schädlingen zu grösseren Populationen! Heute führt die Verhinderung

Solche erhaltenswerten Birnbaumalleen wie hier in Zizers zeugen von einer Zeit, in der die länglichen Ackerparzellen, die so genannten Bürgerlöser, schmal- bzw. wegseits mit Obstbäumen bepflanzt wurden.

von Schädlings- und Krankheitsbefall der Früchte kaum mehr zu Wettbewerbsvor- oder nachteilen.
So befasst sich Graubünden nach wie vor mit dem Obstbau. Einerseits in Intensivkulturen, die auf den Marktobstbau ausgerichtet sind, andererseits in traditioneller Weise, ausgerichtet für den lokalen und häuslichen Bedarf. Vor allem die letztere Form rettet ausser den materiellen Erträgnissen, ökologische, landschaftsgestalterische und kulturelle Werte in die Zukunft hinüber.
Gerne weise ich noch auf den 2006 im Domleschg eröffneten Obstlehrpfad hin. Der so genannte «Interaktive Themenweg», romanisch «Veia da pumera», führt von Almens nach Paspels und vermittelt viele Aspekte des Obstbaus und der Seidenzucht des 18. und 19. Jahrhunderts. Federführend war dabei die Organisation Regio Viamala.

Paul Bolli führte nach seiner gärtnerisch-obstbaulichen Ausbildung einen entsprechenden Erwerbsbetrieb. Gründungs- und Vorstandsmitglied des Arbeiterrings für Niederstammobstbau Graubünden (Marktproduzenten). Verfasser diverser Beiträge u.a. über Obstbau.

Adresse des Autors: Paul Bolli-Reich, Friedaustrasse 8, 7205 Zizers

Endnoten

1 Klosterser Statut, Landbuch des Hochgerichtes Klosters von 1556 bis 1755 (Staatsarchiv Graubünden, Chur). Vgl. auch Paul Bolli. Obstland Graubünden. Tradition, Entwicklung und Bedeutung des Bündner Obstbaus. Chur 1988, S. 26.

2 Ulrich Campell. Topografische Beschreibung von Hohenrätien [um 1577]. Lateinisch-deutsche Übersetzung von Conradin Moor. Chur 1851. Vgl. auch Bolli, Obstland Graubünden (wie Anm. 1), S. 26, 27.

3 Nicolin Sererhard. Einfalte Delineation aller Gemeinden gemeiner dreyen Bünden [um 1742]. Neu bearbeitet von Oskar Vasella. Chur 1944. Neuausgabe Chur 1994, S. 123. Vgl. auch Bolli, Obstland Graubünden (wie Anm. 1), S. 27.

4 Der Sammler. Eine gemeinnützige Wochenschrift für Bündten. Chur 1779–1784. Der Neue Sammler. Ein gemeinnütziges Archiv für Bündten. Hg. Ökonomische Gesellschaft, Chur 1804–1812. Vgl. auch Bolli, Obstland Graubünden (wie Anm. 1), S. 29–39. Bezüglich Atzung vgl. auch: Peter Metz. Geschichte des Kantons Graubünden. Bd. 2. Chur 1991, S. 345.

5 Georg Leonhardi. Wanderungen durch Graubünden. Mittheilungen über Land und Volk in Geschichte und Sage. Für Einheimische und Fremde. Chur 1859. 1. Teil, S. 21. Vgl. auch J. A. Sprecher. Kulturgeschichte der Drei Bünde im 18. Jh. Chur 1875. Neubearb. Rudolf Jenny, Chur 1976 sowie Bolli, Obstland Graubünden (wie Anm. 1), S. 157ff.

6 A. Schulthess/Friedrich Tschudi. Der Obstbaum und seine Pflege. Frauenfeld 1873. S. 1.

7 Martin Gotthelf Lutta, Johannes Hohl. Zur Erinnerung an die Gründung des Seewiser Obstbauvereins den 14. April 1884. Chur 1884 (Staatsarchiv Graubünden, Chur). Vgl. auch Bolli, Obstland Graubünden (wie Anm. 1), S. 126.

8 Ulrich Kiebler. Über Obstbau und Obstverwertung. Zweiteiliger Vortrag in Chur am 13. März und 24. April 1898 in Chur (Staatsarchiv Graubünden, Chur). Vgl. auch Bolli, Obstland Graubünden (wie Anm. 1), S. 129, 130.

9 Ulrich Kiebler. Der Gartenobstbaum. Rüti/Zürich 1919. S. 6. Vgl auch Bolli, Obstland Graubünden (wie Anm. 1), S. 130.

10 Jochen March. «Cultivai in Engadina Bassa plü bos-cha da frütta!». In: Chalender Ladin. Scuol 1917. S. 68. Vgl. auch Bolli, Obstland Graubünden (wie Anm. 1), S. 127.

11 Schweiz. Zeitschrift für Obst- und Weinbau. Jg. 1893. Red. Hermann Müller-Thurgau/Fritz Schneider. Wädenswil 1893. S. 322, 257.

12 Hans Spreng. Bericht über Tätigkeit der Kant. u. Schweiz. Zentralstelle für Obstbau Oeschberg-Koppigen in den Jahren 1927–1952. Oeschberg 1952, S. 22.

13 Robert Fritzsche/Fritz Heberlein/Heinrich Schmid. Hermann Müller-Thurgau. Reihe Schweizer Pioniere der Wirtschaft und Technik. Zürich 1974. Betr. Gärlose Obstverwertung, Alkoholproblem, Eidg. Alkoholordnung: S. 58, 65–103, 121.

14 Hansjörg Gredig. Die Bündner Landwirtschaft in den dreissiger Jahren des 20. Jahrhunderts. Liz. Uni Zürich 1981. In: Urs Frey. Handbuch der Bündner Geschichte, Bd. 3. Chur 2000, S. 48.

15 Vgl. Kiebler. Über Obstbau und Obstverwertung (wie Anm. 8). Vgl. auch Bolli, Obstland Graubünden (wie Anm. 1), S. 123, 129.

16 Carl Kiebler. Bericht der Bündner Obstbaukommission und des Obstbaukommissariates Landquart. Landquart 1932 (Staatsarchiv Graubünden, Chur). Vgl. auch Bolli, Obstland Graubünden (wie Anm. 1), S. 133–138.

17 Jakob Schmid. Richtsortiment für den Obstbau. Chur 1927 (Staatsarchiv Graubünden, Chur). Ders. 100 Jahre Bauernverband. Chur 1950. Landesberichte des Kleinen Rates (Staatsarchiv Graubünden, Chur). Vgl. auch Bolli, Obstland Graubünden (wie Anm. 1), S. 74–76, 93.

18 Fritz Kobel/Hans Spreng. Neuzeitliche Obstbautechnik und Tafelobstverwertung. Bern 1949, S. 4.

19 Friedrich Traugott Wahlen. «Stellung und Rolle der Landwirtschaft in der heutigen Gesellschaft. Vortrag anlässlich des 100-jährigen Bestehens der Abteilung Landwirtschaft an der ETH. Zürich 25. Juni 1971». In: Alexander Dönz. Die Veränderung in der Berglandwirtschaft. Diss. Uni Zürich 1972, S. 182.

20 Bolli. Obstland Graubünden (wie Anm. 1), S. 37, 38, 75, 109, 110, 119, 122, 166 mit Aktualisierung. Vgl. auch Schulthess/Tschudi. Der Obstbaum und seine Pflege (wie Anm. 6), S. 5. Betr. Kanada Reinette vgl. Bolli. Obstland Graubünden, S. 53, 74, 83 mit Aktualisierung.

Ergänzende Literatur

Paul Bolli. «Zauber der Obstlandschaft». In: Terra Grischuna 2, Chur 1988, S. 16.

Ders. «Domleschger Obst». In: Terra Grischuna Extra, Chur 1991, S. 13.

Ders. «Obstgarten Graubündens». In: Terra Grischuna 3, Chur 1992, S. 21.

Ders. «Von agrarischen Aussenbeziehungen Bündens am Beispiel des Obstbaues». In: Bündner Kalender, Chur 2009, S. 111.

Hans Jüstrich. «Obst- und Weinbau». In: Landwirtschaft in Graubünden. Hg. anlässlich der Landw. Ausstellung AGRA. Chur 1988, S. 139.

Ders. «Vom Hochstamm zur Superspindel». In: Landwirtschaftliche Schule Plantahof 1896–1996. Landquart 1996, S. 105.

Reto Elmer. «Obst- und Weinbau». In: Heugabel und Computer. 150 Jahre Bündner Bauernverband 1850–2000. Chur. 2000, S. 46.